

[2]

Im Verdacht.

Roman von E. Braddon. Deutlich von F. A. Hauff.

2. Das Testament.

Der alte Herr lebte fast noch eine Woche nach der Ankunft seines Verwandten. John besuchte ihn ein oder zwei mal täglich auf einige Minuten und empfand wirkliches Mitleid für ihn. Aber seine rastlosen Gedanken eilten voraus zu der Zeit, wo er den Reichtum dieses hinsälligen Kranken besitzen und ein neues Leben beginnen werde.

Nach sechs eintönigen Tagen, von welchen einer dem andern gleich, kam endlich die Nacht, in welcher die schwache Lebenskraft Jasper Trevertons erlosch und er in den unbefannten Ocean hinüberschwebte, Lauras Hand in der seinigen haltend und sein Gesicht mit einem müden Lächeln auf den bleichen Lippen ihr zuwendend.

Dann folgten drei oder vier trübe Tage. Die Stille in dem verhängten Zimmer war John fast unerträglich, für welchen der Tod ein ungewohnter Schrecken war. Er vermittelte das Haus so viel als möglich und brachte den größten Theil seiner Zeit auf langen Spazierwegen auf dem offenen Felde zu. Alle Anordnungen für die Beerdigung hatten der Pfarrer, Herr Clare, ein vertrauter Freund des Verstorbenen, und der Rechtsanwalt desselben, Sampson, welcher in dem Städtchen wohnte, übernommen.

Endlich kam der Tag der Beerdigung. Es war eine sehr stille Feier, dem ausdrücklichen Wunsche des Verstorbenen gemäß. Der Gutsherr wurde in der Gruft beigesetzt, wo so viele seiner Ahnen den letzten, langen Schlaf schliefen. Es war ein trüber Regentag mit einem bleifarbenen Himmel, unter welchem der alte Kirchhof unbeschreiblich öde ausah, aber Johans Gedanken, als er vor der offenen Gruft stand, schwebten in weite Ferne.

Morgen wird er wieder in London zurück sein, wahrscheinlich mit dem Gefühl, Reichtum und Macht zu besitzen, und dann wird er das neue Leben beginnen, das er so sehnsüchtig erwartet.

Er kehrte zum Hause zurück und fand zu seiner Befriedigung, daß die Vorhänge und Fensterladen wieder geöffnet waren und das trübe, graue Winterlicht wieder in die Zimmer einliehen.

Das Testament sollte in dem Salon verlesen werden, — ein sehr schönes Zimmer mit feiner, vergoldeter Vertäfelung, mit sechs hohen Fenstern und einem Kamin an jedem Ende. Hier setzte sich Mister Sampson, der Anwalt, an einen Tisch, um das Testament vorzulesen, in Gegenwart des Pfarrers, Lauras und der ältern Dienerschaft, welche in einer kleinen Gruppe nächst der Thür sich sammelte.

Das Testament war in sehr einfachen Worten abgefaßt. Es begann mit einigen Legaten für die alten Diensteute und Vermächtnissen von 50 bis 100 Pfund für die übrigen, dann war auch ein Ehrengeschenk von 100 Pfund für den Anwalt ausgeworfen und einiges altes Silberzeug war dem Pfarrer vermacht worden. Nachdem dies alles festgestellt war, überwies der Verstorbene seinen ganzen Reichtum seinem Nefen, John Treverton, unter der Bedingung, daß der besagte John Treverton seine zärtlich geliebte Adoptivtochter, Laura Malcolm, innerhalb eines Jahres nach seinem Tode heirathe. Während dieser Zwischenzeit sollte das Gut von dem Pfarrer und Thomas Sampson meist allen Einkünften verwaltet werden. Für den Fall, daß diese Heirath innerhalb der gesetzten Frist nicht zustande käme, sollte das ganze Gut in die Hände der besagten Herren Clare und Thomas Sampson übergehen zur Errichtung eines Hospitals in dem nächsten Städtchen Bechampton. Mit dem Ausdruck des Erstaunens blickte Miss Malcolm auf, als diese Bestimmung vorgelesen wurde. John Treverton erblickte plötzlich, was für die Dame keineswegs schmeichelhaft sein konnte, deren Schicksal mit der Erbschaft so verflochten war.

Die Situation war für beide peinlich. Laura erhob sich sogleich, nachdem die Vorlesung des Testaments beendet war, und verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sprechen. Die Diensteute zogen sich sofort zurück und John Treverton blieb allein mit dem Pfarrer und dem Anwalt.

„Erlauben Sie mir, Ihnen Glück zu wünschen, Mister Treverton,“ sagte der Advokat. „Sie sind ein sehr reicher Mann zu nennen!“

„Nach zwölf Monaten,“ erwiderte John kleinlaut, „vorausgesetzt natürlich, daß Miss Malcolm mich zu ihrem Manne haben will, was vielleicht nicht zutrifft.“

„Sie wird schwerlich den Wunsch ihres Adoptivvaters missachten, Mister Treverton.“

„Ich habe Zweifel daran. Eine Dame will selten einen Mann, den ihr sonst jemand ausgewählt hat. Ich will nicht undankbar gegen meinen Onkel sein, von dem ich vor einer Woche nicht das Geringste erwartete, aber ich kann mich des Gedankens nicht erwehren, es wäre besser, wenn er seinen Reichtum zwischen Fräulein Malcolm und mir getheilt und uns beide freigelassen hätte.“

Er sprach leise und nachdenklich und sein Gesicht war bleich. Nicht Triumph, noch Freude, nur Besorgniß und Enttäuschung erschienen auf seinem hübschen Gesicht und gab demselben einen Ausdruck von Sorge und Niedergeschlagenheit.

„Es giebt wenige Männer, welche Fräulein Malcolm als unwillkommene Zugabe zu einem Vermögen betrachten würden,“ sagte der Pfarrer. „Ich glaube, der Besitz eines solchen Weibes ist ein größeres Glück als der ganze Reichtum Ihres Onkels.“

„Wenn sie mich zum Manne haben will,“ erwiderte Treverton.

„Sie haben zwölf Monate Zeit, um sie zu gewinnen,“ entgegnete der Pfarrer, „und es muß sehr schlecht gehen, wenn Ihnen das mißlingt. Ich glaube sicher zu sein, daß Miss Malcolms Herz frei ist. Natürlich ist sie ebenso wie Sie erstaunt über diese excentrische Bestimmung, welche ihr mehr Verlegenheit bereitet als Ihnen.“

„Wird Fräulein Malcolm auch ferner hier wohnen?“ fragte John zerstreut.

„Ich weiß nicht, was sie beabsichtigt,“ erwiderte der Pfarrer, „aber ich meine, es wäre gut, wenn ihr das Haus zur Verfügung gestellt würde. Ich glaube, als Vormünder haben wir das Recht, ihr dies anzubieten, mit Herrn Trevertons Einwilligung.“

„Natürlich.“

„Ich werde mit allem einverstanden sein, was der jungen Dame angenehm sein kann,“ sagte John halb unbewußt. „Und nun glaube ich, hält mich nichts mehr hier zurück, und ich kann morgen zur Stadt zurückkehren.“

„Wünschten Sie nicht vielleicht, ehe Sie nach London zurückkehren, das ganze Gebiet des Gutes zu besichtigen?“ fragte der Advokat, „da es nun doch ziemlich sicher das Ihrige sein wird. Es würde mich freuen, wenn Sie eine Woche etwa in meinem Hause zubringen wollten. Niemand kennt das Gut besser als ich, und kann Ihnen die beste Auskunft geben.“

„Sie sind sehr gütig, Mister Sampson, und ich nehme mit Vergnügen Ihr gastfreundliches Anerbieten an.“

„Das nenne ich freundschaftlich! Wann werden Sie zu mir hinüberziehen? Heute abend? Ich denke, wir werden alle hier speisen, warum sollten Sie also nicht nach Tische mit mir in meine Behausung kommen? Ihre Anwesenheit hier kann Miss Malcolm nur Verlegenheit bereiten.“

John nahm die Einladung des Advokaten an, aber ehe er ging, hielt er es für nöthig, sich von Laura zu verabschieden, und dieser Gedanke war ihm peinlich. Es mußte aber doch geschehen. Vor Tische ging er in den Salon hinaus, welcher

Um als Fräulein Malcolms Lieblingszimmer bekannt war, und fand sie dort mit einem aufgeschlagenen Buch in der Hand. Sie sah ihn ohne eine Spur von Verwirrung, aber mit einem sehr bleichen, traurigen Gesicht an. Er setzte sich ihr gegenüber, und es dauerte einige Augenblicke, ehe er Worte finden konnte. Dieses ruhige, schöne Gesicht, das ihn mit einem ernstern, erwartenden Blick ansah, verwirrte ihn mehr, als er für möglich gehalten hatte.

„Ich habe eine Einladung des Advokaten angenommen, einige Tage bei ihm zu wohnen, bis ich zur Stadt zurückkehre, und ich bin gekommen, Ihnen Lebewohl zu sagen, Miß Malcolm. Ich dachte mir, es werde im jetzigen Augenblick Ihnen angenehmer sein, ganz allein zu bleiben.“

„Sie sind sehr gütig. Ich glaube nicht, daß ich lange hier bleiben werde.“

„Ich hoffe, Sie werden für immer hier bleiben. Mister Sampson und der Pfarrer, die Vormünder, wünschen es sehr. Ich glaube nicht, daß ich in dieser Angelegenheit mitzusprechen habe, aber glauben Sie mir, es ist mein ernstest Wunsch, daß Sie sich nicht übereilen, Ihre alte Heimath zu verlassen.“

„Ich danke Ihnen! Ich glaube, ich könnte nicht allein hier bleiben in dem theuren, alten Hause, wo ich so glücklich gewesen bin. Ich kenne einige ehrenwerthe Leute im Städtchen, welche Wohnungen zu vermieten haben, und ich glaube, dorthin werde ich ziehen, sobald meine Koffer gepackt sind. Ich habe mehr als genug zu leben, wie Sie wissen, Mister Treverton. Die 6000 Pfund, die mir Ihr Onkel schenkte, ergeben ein Einkommen von mehr als 300 Pfund jährlich.“

„Folgen Sie Ihren eigenen Wünschen, Fräulein Malcolm, ich kann mir nicht anmaßen, mich einzumischen, so sehr ich Ihr Wohlergehen wünsche. Darf ich Sie noch einmal besuchen, ehe ich zur Stadt fahre, Fräulein Malcolm?“

„Es wird mich freuen, Sie zu sehen, so oft Sie kommen.“

„Sie sind sehr gütig, doch ich will Sie nicht länger stören, Sie werden Ruhe nöthig haben. Ich werde mit Mister Sampson und den Pfarrern speisen, aber ich fürchte, es wird eine ziemlich matte Unterhaltung geben. Leben Sie wohl!“

Zum ersten mal blickte er ihr mit einem wärmeren Gefühl in die Augen. Ja, sie war hübsch, und er fühlte, daß jeder junge Mann stolz auf eine solche Frau sein konnte. Aber er sah noch keinen Weg zu diesem Ziel, und es schien ihm jetzt, als ob es in weite Ferne gerückt sei.

Das Mittagessen war nicht so traurig, als John erwartet hatte.

Um zehn Uhr mahnte Mister Sampson zum Aufbruch. Er hatte vor Tische seine Schwester von dem Besuch Trevertons benachrichtigt und einen Wagen bestellt, in welchem sie in das Landhaus des Advokaten hinüberfahren. Es war ein freundlich aussehendes, modernes Haus mit kleinen Zimmern, komfortabel und elegant eingerichtet.

Thomas Sampson war Junggeselle. Er hatte von seinem Vater ein vorzügliches Geschäft geerbt und dasselbe noch verbessert. Er besaß eine Schwester, welche bei ihm lebte. Sie sah ziemlich hübsch aus, hatte kalte, hellblaue Augen und seidenes Haar von unbestimmtem Braun.

Diese junge Dame, welche Eliza hieß, begrüßte John Treverton sehr höflich. Es gab wenig Männer in der Umgegend, welche sich mit diesem prächtigen, militärisch aussehenden Fremden vergleichen konnten. Ueberdies hielt sie John Treverton bereits für den Erben des Gutes. John ging bald zu Bett und schlief besser, als seit vielen Nächten, aber seine Träume waren voll von Laura Malcolm. Ihm träumte, er sei im Begriff, sie zu heirathen, und während er vor dem Altar neben ihr stand, verwandelte sich ihr Gesicht auf seltsame, geisterhafte Weise in ein anderes, das er nur zu gut kannte.

3. Ein geheimnißvoller Besuch.

Der nächste Tag war schön, und Mister Sampson und sein Gast machten nach dem Frühstück eine Ausfahrt, um das Gut zu besichtigen. Wie der Anwalt sagte, lieferte der Grundbesitz ein Einkommen von etwa 11,000 Pfund jährlich, dazu kam noch ein bares Einkommen von 3000 Pfund von verschiedenen angelegten Kapitalien. Der Alte hatte anfangs kaum 6000 jährlich gehabt, aber ein Theil seines Landes grenzte an die Stadt Bechampton und wurde aus Ackerland zu Bauplätzen, wodurch der Werth auf das Siebenfache stieg. Es war wie ein Traum aus dem Märchenland für John Treverton, was

er von diesem Reichthum hörte. Natürlich meinte der Advokat Herr Treverton werde Fräulein Malcolm bald einen Heirathsantrag machen, und sie werde ihn annehmen. Er hatte weder auf seiten des Herrn noch der Dame ein Anzeichen von Ueberspanntheit bemerkt, welches zu der Vermuthung führen konnte, daß sie, eine so leichte Bedingung zu erfüllen, sich weigern würden. Da der Advokat die Sache so ansah, war er erstaunt, an seinem Begleiter eine gewisse Gedrücktheit zu beobachten.

„Sie kennen, mein werther Herr Sampson, das Wort „zwischen Lipp' und Bechersrand.“ Ich muß gestehen, daß ich eigentlich enttäuscht bin, mein Onkel sagte mir, nach seinem Tode werde ich reich sein, statt dessen habe ich ein ganzes Jahr der Erwartung vor mir, und dann hängt es noch von den Launen einer jungen Dame ab, ob ich überhaupt in den Besitz des Reichthums gelangen werde.“

„Sie glauben doch nicht im Ernst, daß Ihnen Fräulein Malcolm absagen wird?“

„Ich weiß nicht,“ erwiderte John, „Damen haben oft romantische Ansichten über Geldsachen. Sie hat genug zu leben, wie Sie wissen, und vielleicht liebt sie einen anderen.“

„Aber sie weiß, daß sie dadurch Sie Ihres Erbstheils berauben und die Wünsche ihres Wohlthäters verletzen würde. Dazu ist sie nicht undankbar genug, verlassen Sie sich darauf. Sie wird sich für verpflichtet halten, Ihnen die Hand zu reichen, und Sie scheinen eine sehr armselige Meinung von sich selbst zu haben, wenn Sie an diese Möglichkeit denken.“

John Treverton schwieg, aber seine Stimmung schien sich bei Tische etwas zu bessern, wenigstens gab er sich alle Mühe, seinem Wirth und seiner Wirthin zu gefallen. Miß Sampson hielt ihn für den angenehmsten Mann, dem sie je begegnet war, besonders als er sich nach Tische zu einer Partie Schach mit ihr niedersetzte und in der Zerstreung drei Partien nach der Reihe verlor.

„Was halten Sie von Miß Malcolm?“ fragte sie, während sie Thee eingoß.

„Darüber mußt du Herrn Treverton nicht fragen,“ sagte ihr Bruder lächelnd.

„Warum nicht?“

„Aus einem Grunde, über den ich nicht sprechen darf.“

„D wirklich? Und ich glaubte, daß Laura Malcolm Herrn Treverton ganz fremd sei.“

„Sie haben ganz recht, mein Fräulein,“ erwiderte Treverton, „und ich weiß nicht, warum davon nicht gesprochen werden dürfte. Ich halte Laura Malcolm für sehr hübsch, und ihr ganzes Wesen für einnehmend und würdig — und das ist alles, was ich für jetzt von ihr halten kann, denn wie Sie wissen, sind wir uns fast fremd. Ich glaube, daß sie meinem Onkel zärtlich zugethan war.“

Fräulein Eliza schüttelte etwas spöttisch den Kopf.

„Dazu hatte sie Grund genug,“ sagte sie. „Sie wissen ohne Zweifel, daß sie ganz verlassen war, als er sie zu sich nahm, und eine ziemlich berückelte Familie hatte.“

„Ich glaube, Sie irren sich, Fräulein Sampson,“ erwiderte John mit einigem Eifer. „Ich habe nichts davon gehört, daß ihr Vater auf Abwege gerathen sei.“

„D wirklich?“ erwiderte Fräulein Sampson. „Nun Sie werden es am besten wissen, und was Ihr Onkel sagte, war ohne Zweifel richtig. Aber die Wahrheit zu sagen, Fräulein Malcolm hat mir nicht besonders gefallen, sie hat so ein zurückhaltendes Wesen, ich weiß, die Herren bewundern sie sehr, aber sie hat nicht viel Freundinnen. Und was ist wichtiger für eine Dame, als eine Freundin!“ schloß das Fräulein mit Würde.

„D, Sie sagen, sie werde von den Herren sehr bewundert,“ sagte John, „dann hat sie wohl schon mehrfach Gelegenheit gehabt, sich zu verheirathen.“

„Davon weiß ich nichts, aber ich kenne einen Herrn, der bis über die Ohren in sie verliebt ist.“

„Wäre es ein Vertrauensbruch von Ihrer Seite, mir zu sagen, wer dieser Herr ist?“

„D, gewiß nicht! Ich habe das Geheimniß selbst entdeckt. Fräulein Malcolm hat niemals gerührt, mir etwas von ihren Angelegenheiten mitzutheilen. Es ist Eduard Clare, der Sohn des Pfarrers. Ich habe sie oft genug beisammen gesehen. Er hatte immer einen Vorwand, in das Landhaus zu gehen, mit dem alten Herrn über alte Bücher und dergleichen zu sprechen. Aber man konnte leicht sehen, daß er nur wegen Fräulein Malcolm so oft dort war.“

„Glauben Sie, daß sie sich für ihn interessirt?“
 „Das mag der Himmel wissen! Einmal fragte ich sie, aber sie antwortete kalt und hochmüthig, Mister Clare sei ihr willkommen als Freund und ähnliches.“

Dieses Gespräch schien dem Advokaten nicht angenehm zu sein, aber John hatte mit großem Interesse zugehört.

„Dieser junge Mann hat etwas auf dem Herzen,“ sagte der Advokat, nachdem sein Gast das Zimmer verlassen hatte. „Denke an meine Worte, Eliza, er hat etwas auf dem Herzen.“

„Warum glaubst du das, Tom?“

„Er nimmt die Sache zu kühl auf, das ist nicht natürlich. Wenn man in Jahresfrist in den Besitz eines solchen Vermögens gelangen soll —“

„In Jahresfrist? Was meinst du damit, Tom, ist das Gut noch nicht sein?“

„Nein, das ist's eben.“ Der Advokat theilte seiner Schwester die Einzelheiten über Trevertons Testament mit.

Am nächsten Tage war er zu sehr beschäftigt, um sich seinem Gast zu widmen. Treverton machte einen langen Spaziergang mit einer Karte des Gutes in der Tasche und erst um die Dämmerstunde kam er langsam und mit gedankenvoller Miene zurück. Etwa eine Meile von Hazlehurst, wie das Gut und das Städtchen hießen, bog er aus einem Feldweg auf die Landstraße ein. In diesem Augenblick sah er die Gestalt einer Dame in Trauer nicht weit vor sich. Die Art, wie sie ihren Kopf trug, kam ihr bekannt vor, er eilte ihr nach und befand sich bald neben Laura Malcolm. Ihr Wesen erschien ihm vollkommen offen und natürlich, und als er an der Pforte des Herrenhauses sich verabschiedete, nahm er die Ueberzeugung mit sich, daß sie nicht weniger bezaubernd als schön war.

Am andern Tage besichtigte John mit dem Anwalt mehrere Bauernhöfe und äußerte, er werde genöthigt sein, mit dem Frühzuge am nächsten Morgen zur Stadt zurückzukehren. Nach Tisch zog sich Mister Sampson in seine Schreibstube zurück, um ein wichtiges Geschäft zu erledigen, und John Treverton, welcher die Gesellschaft der schönen Eliza nicht allzu hoch schätzte, nahm den Hut und machte einen kurzen Spaziergang auf der Landstraße.

Unwillkürlich näherte er sich wieder dem Herrenhause. Auf der einsamen Landstraße rauchte er nachdenklich eine Cigarre und mehrere male ging er an dem eisernen Gitterthor vorüber, um in den Park und nach dem Hause zu sehen.

„Ob ich wohl einmal glücklich sein werde?“ fragte er sich selbst, „als Herr dieses Hauses mit einer schönen, jungen Frau, mit einem großen Vermögen? Es gab eine Zeit, wo ich glaubte, ich könne nur in dem Gewühl des londoner Lebens

athmen, aber vielleicht werde ich auch kein schlechter Landjunker sein.“

Als er auf einen Feldweg einbog, war er erstaunt zu sehen, daß er nicht mehr allein war. Ein großer Mann in einem weiten Mantel, welcher den unteren Theil seines Gesichtes in einen wolkigen Shawl verborgen hatte, ging langsam vor einer kleinen, hölzernen Pforte in der Gartenmauer auf und ab. In dem unsicheren Dämmerlicht konnte er sein Gesicht, das von dem Shawl und dem Rand seines Hutes halb verdeckt war, nicht erkennen, aber er sah den Fremden mit argwöhnischen Blicken an, als er nahe beim Gartenthor an ihm vorüberging. John ging bis zu Ende des Feldweges, und als er zurückkam, sah er mit Erstaunen, daß die Thür offen war, und der Fremde auf der Schwelle stehend, mit jemand im Innern sprach. Er beschleunigte seine Schritte, um womöglich zu sehen, wer jene Person im Innern war, und als er die Gartenthüre erreicht hatte, hörte er eine Stimme, die ihm wohl bekannt war, die Stimme von Laura Malcolm.

„Wir haben nicht zu befürchten, gestört zu werden,“ sagte sie, „wir können ruhig im Garten sprechen.“

Der Mann schien ein wenig zu zögern, murmelte etwas von Diensthoten und trat dann in den Garten ein, worauf die Thüre sich sofort schloß.

Treverton war fast versteinert. Wer konnte dieser Mann sein, welchen Miß Malcolm auf so geheimnißvolle Weise einließ? Wer anders konnte es sein, als irgend ein geheimer Verehrer, dessen Besuch sie auf diese eigenthümliche Weise empfing. Diese Entdeckung war unbeschreiblich beunruhigend für Treverton, aber er fand keine andere Erklärung dafür. Er zündete eine neue Cigarre an, entschloffen, auf dem Nebenweg zu warten, bis der Mann herauskommen werde. Etwa 20 Minuten lang ging er auf und ab. Endlich wurde die Gartenthüre wieder geöffnet, der Fremde kam heraus und eilte hastig davon. John folgte ihm in einiger Entfernung.

Der Fremde ging nach einem Gasthof, nicht fern vom Herrenhause, wo ein leichtes Fahrzeug auf ihn wartete, auf welchem ein Diener schläfrig nicker. Er sprang leicht in den Wagen, nahm die Zügel und fuhr in raschem Trabe davon, zum großen Mißvergnügen von John, welcher nicht instande gewesen war, sein Gesicht zu sehen, so daß ihm die Möglichkeit fehlte, ihn später wieder zu erkennen. John trat in das kleine Gasthaus und bestellte eine Flasche Sodawasser mit Brantwein, um Gelegenheit zu haben, nach dem Herrn zu fragen, welcher eben davon gefahren war. Aber der Wirth wußte nichts mehr, als daß das Fahrzeug etwa eine halbe Stunde vor seiner Thüre gestanden hatte.

(Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

* **Ein Stipendium.** Unsere Hochschulen treten demnächst in ein neues Studien-Jahrbuch; manch neues Fächlein folgt dem Ruf der alma mater, das vom Haupte mit fargem Wechsel bedacht ist und nun nach Stipendien auskuckt — mit banger Sehnsucht, der Fuchschweif, wie hoch die Trauben hängen. Was kann auch ein einzelner gegen die vielen Bestimmungen und Bedingungen ausrichten! Da fällt uns ein — so wird der Tücht. R. geschrieben — mit welcher lebenswürdiger Weitherzigkeit und Unbefangenheit der ehrwürdige Friedrich Str. als berliner Professor und Hosprediger über ein Domstipendium verfügte, das er zu verwalten und zu vergeben hatte. Bisweilen war wegen der vielen äußerlichen Forderungen, die an die Verleihung von fünfzig Thalern für ein Halbjahr geknüpft waren, das Stipendium überhaupt nicht zur Vertheilung gelangt und nutzlos geblieben, und das schmerzte den alten Str.; er verstand sich deshalb in seiner Herzengüte zu freierer Auslegung der Vorschriften des Erlassers. Vor nunmehr 37 Jahren ließ sich beim Herrn Professor, der in der Lennestraße wohnte, ein junger Studiosus der Theologie anmelden, der vom Diener in einen reich geschmückten Saal geführt wurde. Strauß, ein wohlgenährter, freundlicher Herr, empfing den etwas schüchternen Theologen mit der aufmunternden Frage: „Nun, was führt Sie zu mir? Darf ich Ihnen in irgend welcher Weise entgegenkommen?“ — „Herr Professor, es ist mir gelaugt worden, daß das Domstipendium...“ — „Ja wohl, mein lieber Freund, das ist jetzt zu vergeben, es freut mich, daß Sie sich rechtzeitig bewerben, das Stipendium wird Ihnen dann wohl zufließen. Wir wollen doch gleich feststellen, inwiefern Sie die Bedingungen erfüllen. Bitte, nehmen Sie Platz und — nicht wahr? Ihr Herr Vater war Geislicher? Ich nehme das ohne weiteres an, weil Ihnen bekannt sein wird, daß das Stipendium an Predigerhöfchen vergeben werden soll.“ — „Herr Professor, diese Bestimmung war mir nicht bekannt.“ —

„Nun, mein lieber Freund, Sie sind mehr betroffen als ich. Was war denn Ihr Herr Vater?“ — „Doktor der Medizin, Herr Professor, praktischer Arzt.“ — „So, also Arzt, ein Helfer der Kranken und Glenden — hm, ein schöner Beruf, in der That. Wäre ich nicht Dompfarrer, ich würde mit Leib und Seele sein können, was Ihr Vater gewesen ist. Gling er nicht gern seinem Berufe nach?“ — „Gewiß, Herr Professor, bei Tag und Nacht.“ — „Ja, ja, diese lieben Aerzte, die oft genug am Sterbelager weilen müssen, sie sind geradezu Seelsorger, wie wir Prediger, ja, sie sind es oft mehr als wir. Ihr lieber Vater war gewiß ein rechter Seelsorger, ich bin überzeugt, und damit wäre also die erste Bedingung erfüllt. Nun sagen Sie weiter, mein lieber Herr Kommilitone, war Ihr Vater ein Rheinländer?“ — „Herr Professor, mein Vater war von Hasserode.“ — „Bei Wernigerode — ach, dieser schöne Harz, gerade so gottgegeben wie unsere herrlichen Rheingefilde. Ich denke an das liebliche Hasserode mit demselben Entzücken wie an mein Elberfelder Thal. Harz und Rheinland, zwei Berken im deutschen Lande. Hat der Vater den Rhein auch gesehen und bewundert?“ — „Ja, Herr Professor, er studirte zwei Semester in Bonn.“ — „In Bonn, nun, da hatte er ja das Siebengebirge vor sich, so recht Gelegenheit, die Erhabenheit des Rheinlandes auf sich wirken zu lassen. Ich stelle mir vor, er ist sein Lebtag ein Bewunderer meiner Heimath geblieben.“ — „Ich erinnere mich, Herr Professor, mit welcher Lust er uns oft von seiner bonner Jugendzeit erzählte...“ — „Das kann ja nicht anders sein, ich reue mich, mein lieber Freund, daß sein und mein Empfinden das gleiche war. Damit ist die Geburtsfrage erledigt, und nun noch eins: Nicht wahr? Ihr lieber Vater war reformirt? so will es das Statut.“ — „Mein Vater, Herr Professor, war schlechtweg evangelisch...“ — „Nun ja, evangelisch, das ist die Hauptsache, und ein echter evangelischer Mann kann sich zu den Reformirten nicht in Gegenüber stellen. Das thun gewiß auch Sie nicht?“ — „Gewiß nicht, Herr Professor.“ —

Nun, dann wären wir ja über alle Schwierigkeiten hinweg, und da Sie sich beim Defan einem Tentamen unterzogen haben, so liegt der Bewilligung des Stipendiums nichts im Wege, denn ein rechter und echter Seelforger, ein rühmlicher Seelforger, ein wahrhaftiger evangelischer Mann — warten Sie einen Augenblick, ich schreibe Ihnen logisch die Anweisung aus.“ Der alte Herr ging ins Nebenzimmer, und nach wenig Minuten kehrte er freudestrahlend mit den Worten zurück: „Die letzte Rate ist wegen mangelnder Verweigerung nicht erhoben worden, die fällt Ihnen also auch noch zu, und nun gehen Sie mit diesem Schein zur Domkassa nach der Dorotheenstrasse, da bekommen Sie das Stipendium ausgezahlt!“ — Der Studiosus konnte sich seiner lauten Freude nicht erwehren; der Professor lachte auch, und unter herzlichem Händedruck entließ er den glücklichen Studenten, der wie ein Millionär sich kühlte, mit dem Mahnwort: „Nur recht viel in der Auslegung sich üben, das ist sehr wichtig!“

* **Ueber den Einfluß des farbigen Lichtes auf die Seelenstimmung** geistkranker Personen sind vor einiger Zeit in einer Irrenanstalt zu Mailand eine Reihe von interessanten Beobachtungen gemacht worden. Obgleich der Einfluß des Sonnenlichtes auf alle lebende Wesen genugsam bekannt ist, hat man es dennoch nur einem bloßen Ungefähr zu verdanken, daß man die Wirkung der einzelnen Farben des Sonnenspektrums auf die Gemüthsstimmung kennen gelernt hatte. Die betreffende Mailänder Irrenanstalt befindet sich in einem kostbaren Palast, dessen hohe mittelalterliche Zimmer ihr Licht durch farbige Fenstercheiben erhielten. Der Zufall, welcher der Wissenschaft schon zu einer großen Anzahl Entdeckungen verholfen hat, fügte es nun, daß man einen Trübsinnigen in einem Zimmer mit rosafarbenen Fenstercheiben untergebracht hatte. Die Wirkung war so frappant, daß sie auch einem weniger scharfsinnigen Beobachter nicht entgehen konnte. Der mürrische Patient sah schon am selben Nachmittag viel freundlicher aus. 23 Stunden später verzehrte der Kranke, welcher bis dahin jede Nahrungsaufnahme verweigert hatte, mit großem Appetit das ihm dargereichte Mittagessen und veranlaßte dadurch den aufmerksam gewordenen Direktor, mit seinen Anhängern in dieser Richtung eine Reihe zielbewusster Versuche anzustellen. Er ließ nun mehrere Zimmer derart einrichten, daß Wände, Teppiche und Möbel in einer einzigen Farbe prangten und quartierte in diese Räume typische Vertreter gewisser Geisteskrankheiten ein. Schon nach einigen Tagen stellte es sich bis zur Evidenz heraus, daß bestimmte Geisteskrankheiten auf gewisse Farben des Sonnenspektrums mit einer merkwürdigen Präzision reagieren. Das gewisse Thiere so schnell in große Aufregung versetzende Roth wirkt auch auf menschliche Melancholiker gleichfalls stimulierend. Umgekehrt wirken Grün und die verschiedenen Schattierungen von Blau auf aufgeregte Kranke überaus beruhigend und es genügte häufig, tobüchtige Kranke für einige Tage in ein solches lichtbelegtes Zimmer zu bringen, um ihre Aufregung für längere Zeit vollständig zu dämpfen.

* **Lavinen im Riesengebirge.** Oberhalb der „alten schlesischen Waude“, am Nordabhange der Reichenkoppe, stürzte vor einiger Zeit in der Nacht aus 1200 m Seehöhe eine mächtige Schneewand in einen Kessel, dessen kumpfigem Grunde die obere Rochel entpringt. Mitte Januar hatte sich an den Abhängen des Kammes Glatteis gebildet, auf welchem der später gefallene trockene Schnee keinen Halt fand. Man schätzt die niedergegangenen Schneemassen auf 50—100,000 cbm. Noch jetzt erfüllen, wie bei einem Bergsturz, mächtige Felsblöcke, vom Schnee durcheinander geworfen und geborsten, den engen Schlund. Zu der Nähe ist hier später noch eine zweite kleinere Lavine herabgestürzt, doch läßt sich der Zeitpunkt hierfür nicht ermitteln. Während der letzten 30 Jahre ist nach der „B.-Z.“ in dieser Gegend nur einmal eine Lavine beobachtet worden, und zwar am 8. März 1888. Sie ging in das Reitertrügerloch und verschüttete den Waidenwirth Erlebach mit seinem Pflegerohne und einem Kuhhirten. Ersterem gelang es, sich allein herauszuarbeiten und Hilfe zu holen. Der Zweite wurde wie durch ein Wunder gerettet. Man sah etwa 50 m abwärts von der Stelle, wo die Unglücklichen verschüttet waren, einen Schneehaufen hervorstechen und hing hier zuerst an zu graben. Schon nach kurzer Zeit stieß man auf den Verunglückten, der noch am Leben war. Der Kuhhirte wurde erst am dritten Tage unter einer 8 m dicken Schneedecke als Leiche aufgefunden.

K. Verschiebung in der Reihenfolge der europäischen Großstaaten. Seitdem die Ergebnisse der neuesten österreichisch-ungarischen Volkszählung ganz, beienigend der unrigen vom 1. Dez. 1890 fast vollständig vorliegen, stellt sich heraus, daß der ansehnliche Volkszuwachs die österreichisch-ungarische Monarchie mit 41,171,990 sogar über das Kaiserreich Japan, den dichtest besiedelten Staat Asiens, emporgehoben hat, die Volkszahl im Deutschen Reich aber sogar ungefähr 49½ Mill. betragen muß. Bieht man das schnellere Wachstum der Volkszahl Englands gegenüber dem in Frankreich in Betracht, so folgen in der gewichtigen Beziehung der Unterthanenzahl die Großstaaten Europas gegenwärtig in folgender Abflutung aufeinander: 1. Rußland (mit Sibirien) 96 Mill., 2. Deutsches Reich 49.5 Mill., 3. Groß-

britannien mit Irland 38.5 Mill., 4. Frankreich 38.2 Mill., 5. Italien 31 Mill. Ganz Europa dürfte augenblicklich in seiner Bewohnerzahl vollen 360 Mill. nahe gekommen sein, also beinahe so viel Menschen zählen wie China, dessen Einwohnerzahl auf 382 Mill. angelegt wird.

* **Ein Fechtmeisterduell.** In Paris wird morgen zwischen den zwei berühmtesten Fechtmeistern der französischen Hauptstadt, den Herren Vigeant und Mérignac, ein Duell auf Degen stattfinden. Dieser Zweikampf nimmt umso mehr das größte Interesse aller Fachkreise in Anspruch, als seit den Zeiten der Juli-Monarchie, wo sich Bertrand und Loppis sen. und später Bons und der Italiener San Malato schlugen, kein Duell zwischen Fechtmeistern vorgekommen ist. Die unmittelbare Veranlassung zu dem bevorstehenden Zweikampfe ist der Umstand, daß Mérignac für ein auf den 7. März festgesetztes öffentliches Assaut, das er mit Brévoist haben soll, es abgelehnt hat, Vigeant als unparteiischen Zeugen zuzulassen. Mérignac behauptet nämlich, daß bei einem früheren Assaut, welches er mit San Malato hatte, Vigeant gesagt hätte, Mérignac wäre dreimal getroffen worden, hätte jedoch nur einen Stich angelegt. Auf diese Verhöhnung folgte eine briefliche Auseinandersetzung und eine Herausforderung zum Duell, sodas dem heute stattfindenden öffentlichen Assaut zwischen Mérignac und Brévoist morgen ein erster Zweikampf zwischen Mérignac und Vigeant folgen wird, wenn es den Freunden beider Fechtmeister bis dahin nicht gelingt, diese professionelle Ehren-Affäre im freundlichen Wege beizulegen.

* **Als die reichste Frau der Welt gilt Donna Fidora Coustino in Chile.** Niemand, auch sie selbst nicht, vermag die Höhe ihres Reichthums, der in Ländereien, Viehherden, Schiffen, Bergwerken und Hypotheken besteht, annähernd zu bestimmen. Die bedeutendsten Einkünfte wirft ihr aber jedenfalls ein Kohlenbergwerk — das einzige in Südamerika — ab; man schätzt dessen Ertrag auf 16,000 Pfrl. (325,000 M.) monatlich. Donna Fidora ist eine sehr tüchtige Geschäftsfrau, die bei dem Kohlenhandel in Kniffen und Schlichen selbst den gerissensten Schotten übertrifft. Die Kohlenförderung kommt ihr 5 Schillinge die Tonne, während sie selbst durchschnittlich 30 Schillinge erhält, was die Kleinigkeit von 500 Proz. Reingewinn ausmacht. Die „Gräfin von Montecristo“, wie sie in Chile genannt wird, ist eine stattliche Wittwe im Alter von 35 Jahren, die keine Lust verspürt, sich wieder zu verheirathen. Trotzdem ist sie durchaus keine Nüchternflederin, nur zieht sie dem einzelnen Individuum die Masse vor. Als zur Zeit des Bürgerkrieges das Schiffsgewand der Vereinigten Staaten vor Valparaiso manövrirte, lud die Frau „Gräfin“ das ganze Marineoffizierscorps für eine Woche „aufs Land“ ein, und alle Vetheiligten sollen damals ihre Rechnung gefunden haben. Als Sportliebhaberin unterhält Donna Fidora einen großen Rennstall und ihre Pferde sind immer auf dem Plan. Aber dies für so viele kostspielige Vergnügen ist für diese Turlustige noch eine Einnahmequelle; da die Summe der Jockey's, die häufig genug den Löwenantheil des Gewinnes einstecken, in Südamerika nicht bekannt ist, erwachsen der Millionärin auch aus der Verbezugt bedeutende Vorteile.



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

h. Berlin, 5. März. Ernesto Rossi ist auf zehn Abende mit seiner Gesellschaft im „Velle-Alliance-Theater“ eingelehrt. Er ist heute als Othello aufgetreten, und da die Vorstellung erst gegen 11½ Uhr schloß, beschränkte ich mich auf die Mittheilung, daß der Löwe alt geworden ist und viel Zeit angelegt hat, daß er aber ein Löwe blieb, jeder Boll ein Löwe. Vom dritten Akt an fand sein Othello stürmischen Beifall. Die italienische Gesellschaft genügt bescheidenen Ansprüchen. Morgen — nach „König Lear“ — mehr.

— Ueber einen Münzfund schreibt man: In dem Dorfmoor der Feldmark Binnow (Besitzer Regierungs-Referendar Kammerunter v. Behr), Kreis Greifswald, ist, wie der „Reichsanzeiger“ meldet, eine Anzahl arabischer Münzen neben Bruchstücken gefunden worden. Die Münzen, welche dem königlichen Münzkabinett überhandt sind, stammen aus der Zeit der Abbasiden- und Omajaden-Dynastie. Sie sind im Gebiet des heutigen Arabien und Persien geprägt und haben ungefähr einen Werth von 150 M.

* **Zur See.** Herausgegeben von Vice-Admiral v. Genl. Verlagsanstalt und Druckerei, Aktien-Gesellschaft (vormals J. F. Richter) in Hamburg. Fig. 7—9. In den neu erschienenen Lieferungen beschäftigt sich das prächtig ausgestattete Werk in sehr spannenden Abschnitten mit der Schiffsartillerie, dem Torpedo und dem Torpedoboote, mit den Seeminen und Sperren. Es wird Jedem Vergnügen gewähren, einmal in gemeinverständlichem Faßung eingehend über die kolossalen Dimensionen und Wirkungen unserer modernen Marinegeschütze, über ihre Verfertigung und Bedienung sowie auch über ihre Geschichte unterrichtet zu werden, gelangen doch Nachrichten über diesen so interessanten Gegenstand sonst nur in abgerissener und lückenhafter Form zur Kenntniß.